

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 10

Artikel: Hermann Hesse
Autor: Berthold, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-332793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

alle Vertreter der Pressefreiheit zu Handlangern der »Bolschewisten« stempelt, versichert Baschwitz gleich an drei Stellen seines Feuilletons:

»Die Gemäßigten (in Amerika) ließen die wilden Agitatoren gewähren, um die (englische) Regierung zu schrecken und zur Erfüllung der von der gemäßigten Mehrheit gestellten Forderungen geneigt zu machen. Der Vorgang ist typisch, ebenso der weitere Verlauf: als ... »die Gemäßigten sich zurückzogen«, blieb der Stein der Agitation eben doch im Rollen. Brandstiftungen, Zerstörung und Wegnahme von Privateigentum, Gewalttaten gegen Leib und Leben schüchterten die Andersdenkenden ein ...«

»Ein partielles Schreckensregiment kann immer nur dann entstehen und um sich greifen, wenn die wirklich führenden Persönlichkeiten des Staates das Treiben der Agitatoren zulassen im Glauben, daß sie es als Vorspann für ihre eigenen Bestrebungen ausnutzen können, ohne ihm schließlich selbst zum Opfer zu fallen.«

»Das einschüchternde Regiment einer Minderheit kann eben nur dann errichtet werden und Bestand haben, wenn die Mehrheit und ihre Regierung ihre Abwehrmittel zur Niederkämpfung der radikalen Minderheit anzuwenden sich nicht für befugt erachten. Man kann es auch so ausdrücken: wenn sie unter der Herrschaft einer lähmenden Idee stehen und sich infolgedessen unfrei und gebunden fühlen.«

Die »Neue Zürcher Zeitung« übersetzt die verklausulierten Sätze Baschwitz' in die Sprache des politischen Tageskampfes und fordert Beschränkung der Pressefreiheit für die Organisationen der Richtlinienbewegung. Sie glaubt, durch Berufung auf die »wissenschaftliche Autorität« des politischen Feuilletonisten Baschwitz ihrer Forderung besonderen Nachdruck zu verleihen. Es zeugt für die Schwäche der Position der Feinde der Pressefreiheit, daß sie ein so bedenkenlos hingeschriebenes politisches Feuilleton als wissenschaftliche Stütze ihrer Argumentation verwenden. Jeder wirkliche Kenner der »Schreckenszeit« der Französischen Revolution weiß, daß von der Pariser Stadtverwaltung gegen die Presse der »Schreckensmänner« zunächst mit all den Mitteln vorgegangen wurde, die Politiker vom Schlage der »Neuen Zürcher Zeitung« ersehen: mit Beschlagnahmen, Kolportageverbot, polizeilicher Verfolgung der Redakteure. Mit diesen Maßnahmen aber wurde das gewünschte Ziel nicht erreicht. Im Gegenteil: in den 2 Jahren, in denen Marat vor den Häschern von Keller zu Keller flüchten mußte, wuchs sein Einfluß. Gerade die Geschichte der Französischen Revolution zeigt, daß man eine Bewegung nicht dadurch unterdrücken kann, daß man sie mundtot macht.

Hermann Hesse

Von Heinz Berthold.

Der seit 1912 in der Schweiz lebende deutsche Dichter Hermann Hesse wird am 2. Juli sechzig Jahre alt. Im vorigen Jahre ist ihm von der Martin-Bodmer-Stiftung in Zürich der Gottfried-Keller-Preis zu-

erkannt worden. Die Bedeutung seines bisher vorliegenden Lebenswerkes ließ diese Ehrung wohlbegründet erscheinen. Sein Eintritt in das biblische Alter der Patriarchen gibt uns den Anlaß, dem Dichter und seinem Werk an dieser Stelle einige Bemerkungen zu widmen.

Die Mitteilung der vorjährigen Verleihung des genannten Literaturpreises an Hesse ist damals in einer führenden Tageszeitung der Schweiz mit dem Ausdruck der Genugtuung darüber verbunden worden, »daß diese höchste literarische Ehrung der Schweiz nach mehrjährigem Unterbruch wieder an die Heimat (soll also heißen: an die Schweiz) fällt.« Das ist nach unserer Meinung in diesem Falle sachlich falsch und irreführend, falls daraus Schlüsse auf den geistigen Standort und die eigentliche geistige Heimat des Dichters gezogen werden sollten. Denn Hesse ist nicht nur in Calw im württembergischen Schwarzwald geboren, sondern er hat auch seine ganze geistige Prägung in der dem *Schwabenlande* besonders eigenen Atmosphäre erhalten. Ganz abgesehen von dem geistigen Erbgut, das er seiner Abstammung verdankte. Sein Vater, der Missionar, stammte aus dem Baltenlande und seine Mutter war eine typische Repräsentantin des schwäbischen Pietismus, in dem so viele zu großem literarischem Rang emporgestiegene Dichter und Sinnierer wurzelten. Auch auf Hesse trifft in weitem Umfange zu, was Goethe in den zahmen Xenien von sich sagte:

Vom Vater hab' ich die Statur —
vom Mütterchen die Frohnatur
und Lust, zu fabulieren.

Die eigentliche poetische Heimat Hesses war jedoch *die deutsche Romantik*. Hat er doch selbst einmal beschrieben, daß er die stärksten Impulse für seine dichterische Entwicklung *Hölderlin* verdanke: »Ich liebe die deutschen Dichter der letzten großen Epoche bis 1850, ich liebe Goethe, Hölderlin, Kleist, die Romantiker mit meinem ganzen Herzen, ihre Werke sind mir unvergänglich, immer und immer wieder lese ich Jean Paul, lese Brentano, Hoffmann, Stifter, Eichendorff, ebenso wie ich immer und immer wieder Händel, Mozart und die ganze deutsche Musik bis Schubert höre.«

Sein Werk selbst aber liefert zahllose Beweise für die starken Einflüsse jener ganz besonderen geistigen Stimmungen, die in seiner Seminarzeit in *Maulbronn* und in *Tübingen* von dem berühmten und einzigartigen theologischen Stift her auf ihn wirkten. Hat er doch seine prächtige Novelle »Im Presselschen Gartenhaus« den drei schwäbischen Dichtern Hölderlin, Waiblinger und Mörike gewidmet.

Unter dem Einfluß dieser Entwicklungsjahre hat er auch die Stoffe für seine Dichtungen ausgewählt. Fast alle seine Romane sind *Erziehungsromane* geworden, in denen er eine oft leidenschaftliche Anklage gegen die herrschende Erziehungsart erhebt, die eine Kette von Verbrechen an der Kinderseele verübt und die jungen Menschen mit allen ihren inneren Kämpfen und Gewissensnöten schutz- und haltlos ins Leben hinausstößt. So klagte er in der Novelle »Klein und Wagner« im Anschluß an den freiwilligen Tod des von inneren Dämonen hin und

her gerissenen Helden der Erzählung, des flüchtigen Beamten Klein:

»Ach, man wußte so wenig, so verzweifelt wenig vom Menschen! Hundert Jahreszahlen von lächerlichen Schlachten und Namen von lächerlichen Königen hatte man in den Schulen gelernt. Aber vom Menschen wußte man nichts! Wenn eine Glocke nicht schellte, wenn ein Ofen rauchte, wenn ein Rad in einer Maschine stockte, so wußte man sogleich, wo zu suchen sei. Aber das Ding in uns, das allein lebt, das allein fähig ist, Lust und Weh zu fühlen, Glück zu begehren, Glück zu erleben — das war unbekannt, von dem wußte man nichts, gar nichts, und wenn es krank wurde, so gab es keine Heilung. War es nicht wahnsinnig?«

Es ist Hesses Schicksal, persönlich und literarisch, sich stets in Gegensätzen zu bewegen, in Gefühlen zu leben, die sich gegenseitig aufzuheben oder auszuschließen scheinen. Aber das ist dem Dichter, der sich selbst in einer Weise erforscht und in seinen Werken ausgeschöpft hat wie — trotz Goethe — kaum je ein anderer, durchaus bewußt. Schon das von ihm selbst gefundene Wort vom »wehen Glücksgefühl« legt Zeugnis davon ab. Er hat dieser inneren Zwiespältigkeit vielfach dadurch plastischen Ausdruck verliehen, daß er sich selbst in zwei Figuren aufteilte, die in seinen Dichtungen einander ergänzend, aber auch gegensätzlich gegenüberstehen wie die Schüler Siebenrath und Heilner in dem aus dem Seminarleben im Kloster Maulbronn erwachsenen Roman »Unterm Rad«, wie Narziß und Goldmund in dem gleichnamigen Roman seiner späteren Jahre, der im übrigen in Sprache und Darstellung von ganz außergewöhnlichem Farbenreichtum ist. Wie eine Doppelmelodie zieht sich der Kontrast seines Gefühlslebens zwischen einer jenseitig gerichteten asketischen Frömmigkeit und einer die Welt stürmisch bejahenden sinnlichen Freudigkeit durch alle seine Werke hindurch.

Er treibt aber zuweilen auch ein artistisches Spiel mit diesem inneren Zwiespalt, wie er selbst schon in seinem Jugendwerk »Lauscher« in den Versen bekannt hat:

Das ist mein Leid, daß ich in allzu vielen
bemalten Masken allzu gut zu spielen
und mich und andere allzu gut
zu täuschen lernte. Keine leise Regung
zuckt in mir auf und keines Lieds Bewegung,
in der nicht Spiel und Absicht ruht.

Bewußt ist ihm auch seine mangelnde Eignung, sich in das Philisterium einer sogenannten bürgerlichen Ordnung einzugliedern. Er strebt wohl stets danach, weil es aus Gründen der Reputation vor der übrigen Welt angeblich nötig ist; aber kaum lebt er in einer solchen Ordnung, so reibt er sich an ihr wund und springt aus ihr heraus, um Outsider, Wanderer, Antiphilister zu werden.

Von besonderer Verinnerlichung und einer oft berauschend wirkenden Schönheit ist der Ausdruck, den er seinen *Naturbeobachtungen* zu geben vermag. Alles, was er sieht, hat nicht nur Form, auch Seele und

tritt in Wechselbeziehungen zu ihm selbst, so daß der Spiegel, den seine Prosa für die geschilderte Natur bildet, vielfach lebendiger wirkt als das Original selbst. Wie weiß er die Farben eines Schmetterlings, die Formen der Blumen, den Duft von Früchten, das Flügelspiel eines einsam kreisenden Steinadlers in Worte zu fassen! Von der Innerlichkeit und Farbigkeit seiner Sprachkunst zugleich legt im »Klingsor« das Lied des frommen Chinesen Thu Fu vom Baum des Lebens und von der ewigen Mutter beredtes Zeugnis ab:

Vom Baum des Lebens fällt
mir Blatt um Blatt.
O taumelbunte Welt,
wie machst du satt und müd,
wie machst du trunken!
Was heut noch glüht,
ist bald versunken.
Bald klirrt der Wind
über mein braunes Grab,
über das kleine Kind

beugt sich die Mutter herab.
Ihre Augen will ich wiedersehn,
ihr Blick ist mein Stern,
alles andre mag gehn und verwehn,
alles stirbt, alles stirbt gern;
nur die ewige Mutter bleibt,
von der wir kamen.
Ihr spielender Finger schreibt
in die flüchtige Luft unsre Namen.

Aber nichts wäre verfehlter als die Annahme, dieser letzte Nachfahre der deutschen Romantik habe der von ihm miterlebten und ach so unromantischen Gegenwart nicht mit wachen Sinnen gegenübergestanden. Unvergessen ist sein *Aufbäumen gegen den Wahnsinn des Weltkrieges*, sein Versuch, aus der Sphäre von Geist und Kunst heraus den Widerstand gegen die in den Völkern damals tobende Haßpsychose zu wecken. Er tat das mit einem im September 1914 erschienenen Aufsatz, dessen Titel er dem Text von Beethovens Neunter Sinfonie entnommen hatte: »O Freunde, nicht diese Töne!« Da appellierte er an alle, die als Forscher, Lehrer, Künstler, Literaten am Werke des Friedens und der Menschheit arbeiten, über der patriotischen Verbundenheit mit ihrer Nation nicht die Freude am *Menschentum* zu vergessen, die Geschicke der Völker — gleich Goethe — nicht mehr in ihrer Einzelwichtigkeit, sondern nur noch als untergeordnete Bewegungen des Ganzen zu erfassen. Er stellte ihnen die Aufgabe, Brücken zu schlagen und Wege zu suchen, um der Zukunft willen. In diesem Sinne schrieb er im Oktober 1914 das Gedicht

F r i e d e.

Jeder hat's gehabt,
keiner hat's geschätzt,
jeden hat der süße Quell gelabt,
o wie klingt der Name Friede jetzt!

Klingt so fern und zag,
klingt so tränenschwer,
keiner weiß und kennt den Tag,
jeder sehnt ihn voll Verlangen her.

Sei willkommen einst,
erste Friedensnacht,

milder Stern, wenn endlich du erscheinst
überm Feuersdampf der letzten Schlacht.

Dir entgegen blickt
jede Nacht mein Traum,
ungeduldig rege Hoffnung pflückt
ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Sei willkommen einst,
wenn aus Blut und Not
du am Erdenhimmel uns erscheinst,
einer guten Zukunft Morgenrot.

Das ihm aus der deutschen »Heimat« entgegenklingende Echo kann man sich denken. Er wurde nicht nur Verräter und heimatloser Geselle, sogar »Gesinnungslump« geheißen, aber er ließ es sich nicht anfechten, sondern veröffentlichte eine ganze Anzahl von Antikriegsaufsätzen, denen er auch später noch eine weit über den Tag hinausreichende Bedeutung zugemessen hat, denn sie wurden alle in den im Jahre 1928 erschienenen Band »Betrachtungen« seiner Gesammelten Werke aufgenommen. Und im Nachwort zu dem 1931 erschienenen Band »Weg nach Innen« wiederholte er sein Bekenntnis in folgender Form:

»Mit Romain Rolland verband mich nicht bloß die Sympathie und Hochachtung für den älteren Kollegen, sondern noch mehr eine innere Kameradschaft, denn es waren in jenen Tagen der ersten Kriegswut die Dichter auf deutscher wie auf französischer Seite recht selten, welche der Haßpsychose Widerstand zu leisten und das bedrohte Menschentum den einander bedrohenden Nationen voranzustellen bereit waren. *Wir sind, Rolland und ich, dieser Idee und Kameradschaft treu geblieben*, haben ihr einige Jahre lang manches Opfer gebracht und haben beide am Ende des Krieges, als die Haßdichter aller Nationen plötzlich human und internationalistisch wurden, ohne Bedauern den Leuten mit den lauterer Stimmen das Feld geräumt. *Darin weiß ich mich dem verehrten Freund Rolland noch heute innig verbunden.*«

Man weiß, daß Hesse wie Rolland und alle Gleichgesinnten im Kriege kein Echo fanden, Prediger in der Wüste blieben. Wohl sang Hesse noch einmal gegen Kriegsende:

Ich grüße euch, die ihr wachet!
Euch, die ihr liegt in Not und Leid,
euch, die ihr lärmet und lachet
und die ihr alle meine Brüder seid!

Aber sein Ruf verhallte ungehört, was auf eine so sensible Natur besonders niederdrückend wirken mußte. Darauf gründete sich auch seine Auffassung vom »Untergang Europas«, und zwar gerade vom Untergang des geistigen Europas, die er 1919 in einem Aufsatz über Dostojewskij vertrat, und in einem gewissen Zusammenhang damit steht wohl auch seine im Buche »Aus Indien« gegebene Anregung zu einer Synthese von Europa und Asien, von Buddha und Christus.

In diesem Sinne war es auch zu verstehen, daß er in dem zu *Gottfried Kellers 100. Geburtstag* geschriebenen Gedenkblatt »Seldwyla im Abendrot« die heutige Geltung des Kellerwortes bestritt: »Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet!« Das sei damals noch möglich gewesen, als diese Worte geschrieben wurden, aber »mittlerweile ist der europäische Geist zu einem Bankerott gelangt, den wir verschieden beurteilen, nicht aber weglegen können.« Darum gelte es jetzt, von Keller Abschied zu nehmen: »Unsere Zeit ist eine andere, unser Schicksal ein anderes. Den Glanz der Vollkommenheit über seinen Werken sehen wir jetzt wie ein Abendrot über einem Tage, der nicht mehr der unsere ist.

Schicksal hat sich inzwischen vollzogen, im verbrannten Europa ist Seldwyla zur freundlichen Kuriosität geworden.»

Der Dichter, den wir mehrfach für sich selbst Zeugnis ablegen ließen, kann schon jetzt auf eine reiche Ernte, auf ein Lebenswerk zurückblicken, das in seiner Fülle, seiner Mannigfaltigkeit, seiner anregenden und bildnerischen Kraft gesegnet genannt werden muß. Aber der Dichter ist ja, wie wir sagen möchten, »erst« sechzig Jahre alt, und daher ist sein Werk noch längst nicht als abgeschlossen anzusehen, zumal ihm noch nicht die geringsten Spuren von Ermüdung anhaften. Immer noch sprudelt von neuem der Quell seiner poetischen Kraft, mögen wir noch viele schöne Gaben von ihm erhoffen dürfen!

Katholische Kirche und totaler Staat

Von Georg Ritter.

Vorbemerkung der Redaktion: Die katholische Kirche sieht sich heute von zwei mächtigen Widersachern bedroht: Vom deutschen Nationalsozialismus und vom russischen Bolschewismus. Sie scheint in der letzten Zeit geneigt, den deutschen Nationalsozialismus für das kleinere Uebel zu halten und sich mit ihm gegen den Bolschewismus verbünden zu wollen. Offensichtlich hat die antiklerikale Einstellung der spanischen Volksfront den römischen Papst in diese Richtung gedrängt. Weite katholische Kreise in Deutschland, vor allem der niedere Klerus und einige Bischöfe, halten aber den deutschen Nationalsozialismus, besonders die nationalsozialistische Jugenderziehung, die sich auf den Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Staates stützt, für den weitaus gefährlicheren Feind. Wir geben nachfolgend einem katholischen Autor Raum, der vom Standpunkt des katholischen Dogmas aus den totalen Staat ablehnt und bekämpft. In der Gegnerschaft gegen den Totalitätsanspruch des Faschismus und Nationalsozialismus, selbstverständlich aber nicht in allen Einzelheiten der Begründung, stimmen wir mit dem Verfasser des Aufsatzes überein.

Die katholische Kirche ist unabhängig vom römischen Staat und als durchaus selbständige Einrichtung neben ihm entstanden. Bereits die Apostel haben es abgelehnt, sich für die Ausübung ihres Amtes die Erlaubnis der weltlichen Regierung zu erbitten. Da sich aber die Staatsgewalt immer wieder weigerte, der Kirche die von ihr geforderte Freiheit und Selbständigkeit zu gewähren, hat die Kirche von Anfang an bis heute darum kämpfen müssen. Besonders erbittert war das Ringen zwischen Staat und Kirche stets in Zeiten, in denen der Staatsgedanke überspannt, der Bereich der Staatstätigkeit unbegrenzt und Staat oder Träger der Staatsgewalt zu Götzen erhoben waren.

Nach dem bisherigen Verlauf der Geschichte sind die Machtkämpfe zwischen katholischer Kirche und Staatsgewalt meistens zu Ungunsten der letzteren ausgegangen. Der Widerstand der ersten Christen gegen die Kaiseropfer und die Verehrung der römischen Staatsgottheiten führte zu blutigen Verfolgungen, aber sie schlossen ab mit der Erklärung